

München in die Alte Pinakothek, sieht den Erasmus und Mauritius von Grünewald und hat nun, nach seinen Kenntnissen, das Empfinden, daß er hier einem Meisterwerk bayerischer Kunstübung gegenüber stehe. Denn — immer vom Standpunkt Berliner Kenntnisse aus — Grünewald stammte aus Aschaffenburg oder Würzburg, wie man jetzt sagt, diese Städte liegen in Bayern, also ist Grünewald ein bayerischer Künstler, ein Künstler des — „bayerischen Volkes.“

Genug! Wir kennen andere Völker in Deutschland, als natürliche Glieder oder Zweige des großen deutschen Volkes. Wir kennen ein mainfränkisches, ein rheinfränkisches Volk. Diese Völker sind die natürlichen Erben jener Kunstschätze, die aus ihrem Boden hervorgewachsen oder mit ihrem Geld erworben worden sind. Wir fordern, daß die Kulturgüter der deutschen Stämme jeweils auch im Bereich dieser Stämme verbleiben. An diesem Grundsatz darf kein Wechsel der Staatsform, keine willkürliche oder zufällige Grenzführung rütteln. Den deutschen Stämmen ihre Stammesgüter, zur Erweckung eines gerechten Stolzes auf heimische Kunst und Art, zur Aneiferung und inneren Förderung der Schaffenden, zur seelischen Labial der Genießenden, zur wirtschaftlichen Unterstützung jener Orte, die lange vor den Schwierigkeiten der jüngsten Zeit das schwere Schicksal getroffen hat, „Provinz“ zu werden!

Das ist der Standpunkt und das ist die Willensmeinung des Frankenbundes, und so begründet er sie. Diese seine Stellungnahme ist ein Ausfluß seines innersten Kerns und Wesens. Wären nicht Kunststraub in der Provinz und noch gar manche ähnliche oder damit verknüpfte Dinge und Entwicklungen möglich geworden — so bräuhete es gar keinen Frankenbund zu geben.

## Wolfgang Groe

Eine Erzählung aus Marktbreits Vergangenheit  
von E. Heywang

(Schluß.)

Wochen vergingen und der Herbst kam heran. Als der Monat Oktober mit seinen Regentagen anbrach, da glaubte der Wirt zur Krähe, sein Sohn Wolfgang käme wohl dieses Jahr nicht mehr, wiewohl er es dem Boten zugesagt hatte, allerdings mit dem Zusatz: „Wenn ich es erreichen kann.“

Auch die erste Oktoberwoche verging, ohne daß der Erwartete eintraf.

Aber am 9. Oktober abends, als die Dämmerung schon auf dem Städtchen lag und die Wirtin bereits die Läden geschlossen hatte, da pochte ein Wanderer gar kräftig an den Laden und rief: „Mutter, mach auf. Ich bin da, der Wolfgang.“

Ein Freudenschrei antwortete drin; hatte doch die Mutter ihren lieben Sohn seit vollen zehn Jahren nicht mehr gesehen. —

Wie ein junges Mädchen eilte sie zum Tor. Und einen Augenblick später umarmte sich Mutter und Sohn aufs innigste.

Die gute Mutter wurde gar nicht gewahr, welch schöne Gewandung ihr Sohn trug. Sie war ja auch nicht herausgekommen, um sein Kleid

zu begrüßen; ihr Herz drängte sie nur hin zu dem Sohn, dem lange entbehrten Kind.

Als die erste Hochwelle der Freude etwas verebbt war, zog die Mutter aber glückerfüllt ihren Sohn hinein ins Zimmer.

„Nun aber herein! Du wirst wohl tüchtig Hunger haben.“

Auch der Sohn war tief ergriffen, als er nach so langer Abwesenheit die heimelige, altvertraute Stube wieder betrat, die Zeuge und Stätte seiner Jugendfreuden und Jugendtränen gewesen.

Die anderen Familienglieder waren noch nicht da. Die beiden Schwestern Barbara und Anna hatten in den zehn Jahren bereits ihren Mann gefunden und walteten als tüchtige Hausfrauen in eigenem Heim, beide in Marktbreit. Der Bruder aber, der in Würzburg als Rechtsanwalt wirkte, wurde für die nächsten Tage erwartet. Der Vater schließlich war noch in Amtsgeschäften auf dem Rathaus.

Sofort sandte die Mutter zwei Mägde aus, um den Vater und die Schwestern herbeizuholen.

Inzwischen hatte die Mutter Zeit, sich den Sohn genauer anzusehen; da konnte sie nicht genug staunen, wie breitschultrig, stark und männlich er geworden sei.

„Sonst aber bist du noch genau derselbe,“ setzte sie immer wieder glücklich hinzu.

Jetzt erst kommt die Kleidung an die Reihe. Und da ist wirklich etwas zu bestaunen. Aber wie die glückliche Mutter diese Musterung recht in Angriff nehmen will, da tritt mit schwerem Schritt der Vater ein.

Wir schenken uns die herzliche Begrüßung, die nach Männerart wohl etwas kürzer und kräftiger ausfiel, darum aber nicht weniger Zeugnis wärmster Vater- und Sohnesliebe ablegte. Und nun kamen auch schon die Schwestern, die den Bruder ebenso hocherfreut und glücklich begrüßten.

„Gast glaubte ich, du kämest nicht,“ meinte der Vater nun, „da es so lange dauerte.“

„Es fiel mir nicht leicht wegzukommen,“ entgegnete Wolfgang. „Am liebsten hätten sie mich ganz behalten.“

„Das höre ich eigentlich gerne. Jedenfalls ist es ehrenvoller für dich und mich, als wenn man dich gerne hätte ziehen lassen. Demnach war dein Obrist zufrieden mit dir.“

„Ich darf es wohl behaupten,“ sagte ruhig und bescheiden der Sohn, „ansonsten trüge ich nicht das Kleid, das ihr an mir seht, und hätte ich nicht die Fahne, die dort auf dem Gasttische liegt.“

„Was ist das für ein Kleid? Laß dich doch genauer sehen!“ rief die stolze Mutter. Und der Sohn mußte sich vom Essen erheben — der erste Hunger war ja bereits gestillt — und im Scheine der Kerze bewundern lassen.

„Mein Gott, Wolfgang,“ rief der Vater, „du bist ja ein Offizier. Wie ist das möglich.“

„Du hast recht, Vater, ich bin ein Offizier. Seit der neue Kurfürst **Jo h a n n S i e g i s m u n d** an der Regierung ist, bin ich Hauptmann.“

„Wie aber konntest du das so schnell werden?“

„Das kann ich eigentlich selbst nicht sagen. Ein richtiger Krieg, in dem ich mich besonders hervortun konnte, hat auch seit meinem letzten Brief an euch nicht stattgefunden. Ich versah meinen Dienst schlecht und



recht und gestehe, daß ich Freude daran hatte. Das Exerzieren wie das Manövrieren gefiel mir. Und wenn wir einmal eine Übung in der Form eines rechten Krieges hatten, so war ich mit ganzer Seele dabei und leistete wohl mehr als die meisten Kameraden. Das fiel den Herren auf, und sie beförderten mich bald zum Unteroffizier und dann auch zum Feldwebel. Der jetzige Kurfürst aber hat sein Regiment mit einem höchst unerquicklichen Aufsatze beginnen müssen. Er, der Sohn gut protestantischer Eltern, trat zum reformierten Bekenntnis über. Das wurde in der streng lutherischen Stadt Berlin gar nicht gern gesehen. Die Berliner verlangten von ihm, daß er zu seinem angestammten Bekenntnis zurückkehre. Das tat er aber nicht, da er erklärte, aus Überzeugung reformiert worden zu sein.

Das befriedigte die Massen natürlich nicht, und es entstanden Unruhen und Aufstände.

Nochmals erklärte Johann Siegismund, daß er nicht daran denke, von seinen Untertanen nun zu verlangen, daß auch sie reformiert werden müßten. In jener Zeit war es fast allgemein so, daß die Untertanen verpflichtet wurden, die Religion ihres Herrschers anzunehmen. Wechselte er das Bekenntnis, so mußten die Untertanen das gleiche tun. (*Cuius regio, eius religio*). Auch das beruhigte sie nicht. Da erhielt ich den Befehl, die Krawalle mit etlichen hundert Mann zu unterdrücken. In zwei kurzen Tagen war dies geschehen, ohne daß irgendwo Blut geflossen war. Der Kurfürst war von diesem schnellen Erfolg, den ich durch ruhiges und bestimmtes Auftreten erreichte, so überrascht, daß er mich sofort zum Hauptmann beförderte. Und wollt ihr nun meine Fahne sehen?"

Er entrollte sie. Jedoch sie sah nicht mehr sehr neu aus. Sie hatte doch scheinbar noch einen tüchtigen Sturm erlebt. Mitten drin aber im ledernen, langrunden Feld erblickten die Eltern voller Entzücken das Wappen der Familie Groe, die Krähe, die auch ihre Wirtschaft kennzeichnete, die Krähe, von der die Familie offenbar auch ihren Namen herleiten mußte.

„Daß die Fahne etwas schadhast ist, das allerdings rührt von einer zweiten Unruhe oder besser vielleicht der Fortsetzung der Unruhe her. Sie lebte noch einmal auf, und ich mußte sie erneut mit meinen Leuten und meinem Fähnlein dämpfen. Da bekam es leider einige Schüsse ab. Es ist in Ehren geschehen; denn meine Leute schossen wieder hoch, daß es ohne Tote abging.“

„Das hätte ich nicht geahnt, daß du Hauptmann geworden bist; sonst hätte ich wohl nicht den Plan gefaßt, dich hierher zurückzurufen und eine so glücklich und ruhmvoll begonnene Laufbahn abzubrechen.“

„Ruhmvoll? Wo ist da etwas Ruhmvolles, lieber Vater? Das ist ja gerade der Grund, weshalb ich so bereitwillig kam. In der Mark geschah nichts von Bedeutung und wird in absehbarer Zeit ebensowenig geschehen. Der äußere Titel allein kann mich nicht halten, der schöne Sold auch nicht. Das Leben muß einen Zweck haben; das hatte es drunten in Berlin nicht. Als da dein Brief kam, der meinem Leben eine Aufgabe zeigte, dazu eine Aufgabe in der lieben Heimat, da gab es für mich kein Bedenken, oder doch nur ein Bedenken und das durfte in einer so wichtigen Sache nicht sprechen.“

„Und dieses Bedenken heißt?“ fragte der Vater.

„Christine Lehrlein!“



Die Eltern und Schwestern schauten sich betroffen an.

„Ja, weißt du denn nicht . . .?“ fragten sie geradezu gleichzeitig.

„Was soll ich wissen? Ihr habt in euren Briefen geflissentlich den Namen vermieden. Und ich hatte keinen Grund, etwas zu schreiben oder zu fragen. Jetzt aber muß ich wissen, wie es um sie und den Bruder steht, da ich gesonnen bin, mein Zelt erneut und endgültig bei euch aufzuschlagen.“

„Also weißt du nicht, daß sie seit über neun Jahren tot ist?“

„Tot? — — Tot? — —“ Den starken jungen Mann kam ein Zittern an. „Gestorben! — — Wie aber? Woran?“

„Nach allem, was ihr Vater mir sagte, an der seelischen Noth, an den Qualen stiller Selbstvorwürfe. — Sie war ein zartes Wesen, vor allem eine zarte Seele. Als sie sich durch dich zum Tanze führen ließ, tat sie es gewiß, weil du der Bruder ihres Erwählten warst. Aber wer hat sein Herz ganz in seiner Gewalt? Wer kann ihm befehlen? Sie hat an jenem Tage auch Neigung zu dir gefaßt, vielleicht weil ihr beide euch so ähnlich saht. Wer kann es wissen. Sie war sich selbst nicht klar. Und du hast sie auf den Mund geküßt; das muß ihr den letzten Halt genommen haben. Dann kam euer Streit und schließlich dein Verschwinden. — Sie wurde sehr schwer krank. Im Fieber sprach sie einmal von dir, dann wieder von Klaus. Und als Klaus sie einmal besuchte, da fing sie ganz glücklich an zu lachen und rief: „Gott sei Dank, daß du da bist, mein lieber Klaus Wolfgang. Gelt, jetzt bleibst du bei mir. Gelt du bist nur einer.“

Ich habe so böse geträumt, ihr wär't zwei, ein Klaus und ein Wolfgang und ich hätte beide so lieb, o so lieb. Und dann habt ihr miteinander gestritten. Jetzt mußt du immer lieb mit mir und mit allen sein, du lieber, böser Wolfgang.

Nach und nach erholte sie sich wieder, das Fieber nahm ab, aber sie wurde nicht mehr gesund. Sie lebte noch etwa ein halb Jahr, dann erlosch sie ganz still, wie eine Flamme erlischt, die kein Öl mehr hat. —

„Und ich habe sie auf dem Gewissen, Vater, Mutter, ich, weil ich sie in meinem Ungeßüm küßte.“

„Die Schuld,“ sagte da voll Nachdruck der Vater, „wird Gott dir sicher verzeihen. Du bist unwissend hineingekommen, hineingekommen wie ich in die Verwicklung mit dem Hellmuth von Würzburg. O was ist doch das Menschenherz für ein geheimnißvoller See; wer kann den ergründen?“

„Mein Sohn,“ warf da die Mutter ein, „deine Trauer ist gewiß recht. Jedoch denke doch, daß es Gottes Wille gewesen sein muß, der alles so kommen ließ. So schwer der Tod Christinens für dich nun ist, so schwer er damals für ihre Eltern und auch für Klaus war, ein Gutes hat er doch gebracht: Sie steht nicht mehr trennend zwischen euch beiden. Ihr Bild, ihren Geist könnt ihr gemeinsam lieben und in Stille verehren; die Lebende hätte der Bruderliebe immer wieder zum Nachtheil werden können. Du darfst also nicht mit Gott rechten, daß es so kam, sondern danke ihm mit deinem Bruder, der alles so gefügt hat.“

Noch lange saß die Familie in traurem Kreise beisammen. Auch die Gatten der beiden Schwestern kamen noch hinzu. Bis nach Mitternacht gab es zu erzählen, was in den zehn Jahren daheim, im Städtchen und in Berlin sich zugetragen hatte. Und es waren nicht nur trübe Tage, von

denen berichtet wurde. Insbesondere die Schwestern konnten nicht genug rühmen, wie glücklich sie seien.

Als aber endlich das Licht zu erlöschen drohte, da trennte man sich, glücklich, daß der Bruder und Sohn wieder daheim war und eine Aflust in der Familie, die immer noch etwas offen gewesen, sich nun endgültig geschlossen hatte.

### Ausflug.

Am Mittwoch, den 9. Oktober 1610 war Wolfgang heimgekehrt. Bereits am folgenden Tag machte er sich ans Werk, die Verteidigung des Fleckens zu ordnen, ihr eine feste Gestalt zu geben.

Auf seiner Seele aber lastete ein Druck, den er auch bei Ausübung seiner Pflicht nicht los werden konnte. Täglich übte er die jungen Leute im Waffendienst. Und er hatte die Genugthuung, daß seine Anordnungen und Vorschläge auf fruchtbaren Boden fielen. Die Bürgersöhne und Gesellen des Ortes leisteten ihm willigen Gehorsam, einerseits, weil sie sahen, daß der Hauptmann seine Aufgabe von Grund aus verstand, andererseits aber, weil sie die Notwendigkeit der Übungen wohl einsahen. Man brauchte nicht mit der Gabe des Blicks in die Zukunft ausgestattet zu sein, um zu sehen, daß ernste Zeiten mit schlimmsten Verwickelungen drohten. Anordnungen, deren Sinn und Zweck man erkennt, werden immer besser befolgt als Befehle, deren Ziel man nicht begreift.

Indessen nicht allzulange durfte er das begonnene Werk betreuen und fortsetzen. Bereits nach fünf Wochen wurde er krank. Viele meinten, er sei auch in den Wochen der Arbeit schon krank gewesen. Am 15. November — es war ein Donnerstag — erschien er nicht zur angeordneten Übung.

Der herbeigerufene Arzt konnte das Wesen seiner Krankheit nicht feststellen. Er hatte Fieber, konnte sich nicht aufrecht halten, bekam Schwindel- und Ohnmachtanfälle und konnte nichts essen. Ratlos standen Vater und Mutter an seinem Lager. Auch der Bruder wurde benachrichtigt.

Er kam am 22. November — — ans Sterbelager des Bruders. Nur wenige Worte konnten sie noch wechseln. Es waren Worte brüderlicher Liebe und Zuneigung.

Und dann schlummerte er leise und kaum merklich hinüber in die ewige Ruhe.

An seiner Bahre trauerten nicht nur die Seinen. Die ganze Gemeinde nahm Anteil an dem harten Schlag, der den hochgeachteten Bürgermeister und seine Familie getroffen hatte. Was man schon früher gewußt, das hatte sich in der kurzen Zeit seines Hierseins bestätigt: Wolfgang war ein hochbegabter, junger Mann, der zu den höchsten Hoffnungen Anlaß und Berechtigung gab. Wie wäre er, der schlichte Bürgersohn sonst auch in solch jungen Jahren zum Range eines brandenburgischen Hauptmannes hinaufgestiegen? Darüber hinaus aber war Wolfgang ein ernster Ehrenmann gewesen, der echte Erbe aller Tugenden seiner hervorragenden Eltern.

Da er zu alledem aus Liebe zu seiner Heimat seine glänzende Stellung in Berlin aufgegeben hatte, wurde dem Vater angeboten, ihn in der Kirche zu beerdigen. Vater und Sohn sollten hierdurch gleichermaßen geehrt werden. Tiefgerührt nahm die Familie diese hohe Würdigung



und Ehrung ihres Heingegangenen an. Am Sonntag, den 25. November wurde Wolfgang mit großen Ehren in der Kirche beigesetzt.

Der Vater ließ ihm beim Kanzelaufstieg ein würdiges Denkmal anbringen.

Eine große Seele, ein großer Geist war frühe eingegangen zur ewigen Ruhe; so blieb ihm vieles Schwere erspart, was seine Zeit- und Altersgenossen noch mitmachen mußten. —

Der Vater führte das verantwortungsvolle Amt des 1. Bürgermeisters und Schultheißens noch 12 lange Jahre und erlebte in dieser Zeit noch schwere Stunden, so besonders die Acht, die 1611 wegen der Nichtbegleichung der Seinsheimischen Schulden wirklich über den Flecken verhängt wurde. In der Zeit der kaiserlich-gerichtlichen Anordnung, die bis 1614 in Kraft blieb, stand aller Handel und Verkehr mit der Außenwelt still, und es war dem Bürgermeister wohl die härteste Nuß, die er in seinem Leben zu knacken hatte, diese schwere Sache aus der Welt zu schaffen. Es gelang erst nach harten Kämpfen und schweren Proben der Treue zur angestammten Herrschaft. Mit Recht sagt der Geschichtsschreiber über diesen Handel, daß „Marktbreit durch ihn um seiner Treue willen zu dem angestammten Lehens- und Schutzherrn sich einen schöneren Namen in Franken erwarb, als dieser selbst und sich rühmen durfte, daß im römischen Reich schwerlich ein Flecken so ebenmäßig gegen seine Herrschaft gehandelt wie Marktbreit.“ — —

Die Fahne aber? Die hat noch einen schweren, schweren Streit mitmachen müssen.

Es war nach der Nördlinger Schlacht im Jahre 1634 (27. August). Die Stadt war von Wolfgang Groes Arbeit verhältnismäßig gut bewaffnet. 27 Kanonen standen bereit, den Feind abzuweisen. Und im Waffendienst waren alle gesunden Männer wohlgeübt.

Da kam die Nachricht, daß der siegreiche Feind dem Maine zu marschiere. Der Bürgermeister Georg Ludwig Gampert versammelte am 4. September alle wehrhaften Männer und fragte sie, was man in dieser Not tun wolle. Es wurde einmütiglich beschlossen, man wolle alles zur Verteidigung der Stadt einsetzen, wenn die Feinde nicht mit mehr als etwa 100 Mann erschienen.

Bald kündeten Feuersäulen, daß die Orte südlich von Marktbreit vom Feinde gebrandschaft wurden. Und am 9. September kam auch wirklich der Feind an Marktbreits Tore und begehrte Einlaß. Er wurde verweigert. Nun entspann sich ein Kampf, wie das Städtchen ihn noch nicht erlebt. Und hierbei trug ein Jüngling Groes Fahne den Kämpfenden voran. Am Abend wurde der Angriff auch siegreich abgeschlagen. Am anderen Tag aber wurden die Versuche, den Eingang zu erzwingen, weit heftiger. Nach anfänglich erfolgreichem Widerstand wurden die Tore erbrochen, denn die Feinde hatten Zuzug erhalten. Es waren Reiter des Obersten Rehraus aus der Armee des Grafen Ottavio Piccolomini. Wie heiß es da beim Ansturm herging, davon kann auch die Fahne berichten. Wohl hatte sie bereits einige Schäden, als man sie hervorholte, um den Marktbreiter Bürgern voranzuwehen. Am 10. September aber wurde sie derart zerfossen und zerfetzt, daß beinahe keine zwei Fäden mehr beieinander blieben.

Jedoch es war umsonst, den wackeren Verteidigern durch die Fahne ihres tapferen Vorbildes Mut einzuslößen; es waren der Feinde zuviele.

Von dem Blutbade, das nun in Marktbreit angerichtet wurde, der Plünderung und all den übrigen Schandtaten der Eroberer wollen wir hier schweigen. Nur das eine soll noch berichtet werden: Auch im Ratshause fand ein furchtbares Gemetzel statt. Unter den elf Leichen, die man hernach herausrug, befand sich auch Niklas Groe, der wackere Bruder Wolfgangs.

Seit dieser Zeit befindet sich die „Schwedenfahne“ ununterbrochen an ihrem Platze unter der Orgel in der Kirche. Wir schließen unseren Bericht mit dem Wunsche, daß sie sich nie mehr bewegen, daß sie nie mehr flattern möge zu einem Dienst wie der war, den wir schildern mußten.

## Weinfrohe Hochzeiten im alten Würzburg

Von Richard Rebelberger

„Zu Würzburg am Stein,

Da wachsen die besten Wein.“

Seit vielen Jahrhunderten hat er eine hehre Pflanz- und Pflegestätte zu Würzburg gefunden, der edle Wein. Nicht weniger als seiner Residenz und seiner Feste Marienberg, seinem Juliuspital und seiner Universität dankt Würzburg die Berühmtheit seines Namens in aller Welt dem Wein und nichts Besseres hatte Würzburg von jeher seinen hohen und höchsten Gästen im alten Grafenstade zum Willkomm und zum Ehrengeschenk zu bieten als goldenes Nebenblut von den sonnigen Hängen des Steines und der Leiste. Was Wunder, wenn in einer alten (noch ungedruckten) Chronik des Stadtarchives mehr von guten oder schlechten Weinjahren die Rede ist als von anderen Ereignissen der Zeit? So eng war der Weinbau mit dem Leben der Würzburger verbunden, daß man Geschehnisse von diesem und jenem guten oder schlechten Weinjahr aus datierte. Und der ehrbare Rat der Stadt mußte seine bewährten Diener und Beamten mit Weinen wohlgeratener Jahrgänge besser belohnt als mit Gold.

Besonders häufig ließ der Rat solche Weinpräsente bei Hochzeiten verabreichen. Die Durchsicht der Ratsprotokolle einer nur kurzen Zeitspanne (zu familiengeschichtlichen Zwecken) brachte eine Fülle von Beispielen davon.

Bezüglich des Aufwandes, den die Bürger bei ihrer Hochzeit machen durften, bestanden zu Würzburg im Mittelalter genaue Vorschriften, deren Übertretung geahndet wurde. Das Protokoll vom 19. Juni 1626 meldet z. B.: „Etliche Bürger seind wegen ihrer Hochzeit vnd Kleidung examinirt vnd befunden worden, daß nachfolgende Personen das fürstliche mandat vbertretten, derentwegen in straff erkannt: Hans Sticher, Zuckerkremer hatt sich selbstn vnd seine Hochzeiterin zu statlich geklaidt, auch eine Mahlzeit zu viel gespeist, soll 10 Thaler erlegen. Georg Holzmann, Schneider, ist am 3. Tag mit seinen Hochzeithleuthen spazieren gangen, soll 2 Thaler geben oder in der Kohlenkammer büßen. (Nachtrag: „Ist in